

# Das Verbrechen im Omnibus.

Roman von Fortune de Boisgobey.

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

(3. Fortsetzung.)

Dieser Abend war gerade der des Tages, an dem die unglückliche Rache ihr Leben hatte lassen müssen. Binos hatte kaum das Atelier verlassen, als Freneuse ein liebenswürdiges Billet des Herrn Paulet empfing, welcher ihm dankte und ihm bat, in die Loge zu kommen, in welche er seine Tochter mitzunehmen beabsichtigte.

Gegen sechs Uhr verließ er seine Wohnung, um zunächst zu dinieren und sich dann nach dem Theater zu begeben. Doch es schien Bestimmung zu sein, daß der Zufall ihm an das düstere Abenteuer von gestern erinnern sollte.

Er war nämlich eben vor dem Theater angelangt und blieb einen Augenblick stehen, um seine Zigarre aufzurauchen, als jemand zu ihm die Worte sprach:

„Nein, ich täusche mich nicht; Sie sind's.“

Die Person, welche diese Worte an ihn richtete, war eine dicke Frau, welche einen Korb mit Orangen trug.

„Sie erkennen mich nicht, aber ich erkenne Sie, Sie sahen doch gestern Abend mit in dem Omnibus gegenüber?“

„Ah, ganz recht, jetzt erinnere ich mich auch,“ versetzte der Künstler verärgert.

„Hören Sie mal,“ begann sie, „das ist eine Geschichte, was?“

„Die Kleine ist doch unterwegs gestorben,“ fuhr die Orangenhändlerin fort, „wer hätte das gedacht; ich hätte die Hand ins Feuer gelegt, sie schlief.“

„Wie, Sie wissen?“

„Im Bureau auf der Place Pigalle haben sie es mir heute morgen erzählt; ich fahre nämlich alle Tage mit dem Wagen, um meine Orangen in der Hallenstraße zu verkaufen, daher kennen mich die Komtouteure alle, und als sie mir erzählt haben, ein großer, dunkler Herr habe gehalten, die Leiche hinauszutragen, da habe ich sogleich gemerkt, daß Sie das waren... dazu gehörte übrigens keine besondere Schlaueit, denn es war ja meinetwegen kein Mann im Wagen.“

„Ja, aber es ist sonderbar, daß Sie sich meines Gesichtes erinnern haben,“ murmelte Freneuse.

„Oh, wenn ich einen Kopf gesehen habe, so verfolge ich ihn nie. Sehen Sie, zum Beispiel der Mann, der neben der Kleinen saß und seinen Plag abgetreten hat... Sie glauben vielleicht, ich hätte nicht auf ihn geachtet? er ist keine fünf Minuten bei uns geblieben, and doch, wenn ich ihn trafe, brauchte ich ihn nur anzusehen, um zu sagen: Das ist er.“

„Sie würden also auch die Dame wiedererkennen, die von der Gefälligkeit des Herrn Gebrauch gemacht hat?“

„Ach nein, die nicht, von der habe ich ja nicht einmal die Nasenpitze gesehen... Da fällt mir ein, der Beamte hatte mir auch gesagt, Sie hätten sich eingebildet, die Kleine wäre unterwegs getödtet worden. Womit sollte man sie denn getödtet haben? sie hatte doch nicht einmal einen Riß oder eine Narbe.“

„Sie glauben also nicht, daß Ihre Nachbarin...“

„Die Dame, deren Gesicht kein Mensch gesehen hat... ach Gott bewahre, wenn sie ihr etwas Leibes angethan hätte, das hätten wir wohl gesehen. Die Aerzte haben den Leichnam der Kleinen untersucht und nichts gefunden.“

„Sie kannten sie wohl?“ rief Freneuse.

„Na, ob ich sie kannte,“ versetzte die dicke Frau.

„Sie wissen also, wer sie war?“

„Das kommt darauf an,“ versetzte die Frau achselzuckend, „jedermann geht nicht in die Morgue, und außerdem bleibt die Leiche nur drei Tage ausgelegt.“

„Aber wenn Sie meiner bedürfen sollten,“ fuhr die dicke Frau fort, „so stehe ich zu Ihren Diensten... Virginie Pilon, Chauffeur Clignancourt, Ecke der Rue Muller...“

Freneuse hielt es für unnötig, weiter in die Aste zu dringen, denn die Mutter Pilon hätte ihm nichts weiter gesagt, weil sie selbst nichts mehr wußte.

Der erste Akt war bereits aus, und er mußte sich beeilen, wollte er noch in die Loge kommen, in der Herr Paulet ihm einen Platz reserviert hatte. Der Zwischenakt ging zu Ende, und Freneuse folgte den Zuschauern, die in das Theater wieder hineingingen, nachdem sie draußen ihre Zigarette geraucht; er gab dem Kontrolleur die Nummer der Loge an und stieg langsam die Treppe hinauf, welche in den ersten Rang führte. Gerade vor ihm ging ein großer, breiter Mann, der sich absichtlich nicht zu beeilen schien. Nach mehreren Versuchen, zwischen diesem Mann und der Mauer durchzuschlüpfen, versuchte er es schließlich mit einem Stoß, um den Mann zu veranlassen, ein wenig schneller zu gehen. Der Fremde wandte sich um, brummte einige unhöfliche Worte und zeigte so sein Gesicht dem Künstler, der, als er ihn sah, eine seltsame Empfindung hatte. Es kam ihm vor, als wenn dieser Theaterbesucher dem Mißfahrenden auf dem Deck des Omnibusses ähnlich sähe. Das waren dieselben scharfen Züge, derselbe graue Schnurrbart, derselbe militärisch geschnittene Bart, dieselbe harte Physiognomie. Seine Augen betrachteten schnell und eingehend Freneuse, doch jedenfalls hielt er ihn seines Jores nicht für würdig, denn anstatt etwas zu erwidern, beschleunigte er seinen Schritt und verschwand im Korridor der Orchesterloge.

Beim Eintritt in die Loge sah Freneuse mit Vergnügen, daß die Wangen des Fräulein Marguerite sich höher färbten, während Herr Paulet ihn in der schmeichelhaftesten Weise empfing. Er reichte ihm beide Hände und rief, Paul freundlich auf die Schulter klopfend: „Ich wußte es ja, Sie würden uns Gesellschaft leisten und danken Ihnen herzlich, daß Sie uns Ihren Abend geopfert.“

Herr Paulet war ein kleiner, dicker Herr von angenehmem Aussehen und korrekter Haltung, und seine Physiognomie wäre, wenn etwas aufrichtiger, sympathischer gewesen.

Glücklicherweise glied ihm Fräulein Marguerite absolut nicht. Sie hatte ihre Gestalt, ihren Teint und die etwas nachlässige Anmuth, die ihrer Person einen ganz besonderen Reiz verlieh, augenscheinlich von ihrer Mutter.

„Mein Lieber,“ sagte Herr Paulet plötzlich, „Sie kommen gerade zur rechten Zeit, um in einer Kurfrage Ihr Urtheil abzugeben. Ich behauptete, Sie seien gegen Marguerite, daß die Künstler Unrecht thäten, fortgesetzt auf ihren Bildern Italiener und Italienerinnen zu malen, und bin der Ansicht, daß besonders bei Frauenmodellen unsere Französinen ganz wunderbare Typen liefern würden.“

„Sie haben tausendmal recht, verehrter Herr, und ich brauche nicht weit zu gehen, um eins zu finden,“ versetzte Freneuse lebhaft, während er Marguerite anblickte.

„Nun, was sage ich dir, Freneuse findet, du würdest ein prächtiges Modell abgeben.“

„Aber als Regenpöbel würde ich mich doch nicht besonders gut ausnehmen,“ versetzte Marguerite lächelnd.

„Sie würden in jedem Kostüm schön aussehen, mein Fräulein,“ versetzte Freneuse lebhaft.

„Uebrigens muß ich offen gestehen,“ fuhr der Vater fort, „daß ich mich für die Köpfe, welche die Künstler in so weiter Ferne suchen, gar nicht einmal begeistern kann. Sie sind wirklich nicht hübsch, ihre Kömerinnen, mit ihrer citronenfarbenen Haut und ihren umtänderten Augen.“

„Uebrigens,“ fuhr der Kapitalist fort, „habe ich ganz besondere Gründe, um die Italienerinnen zu verabschauen. Denken Sie sich, mein Lieber, diese Personen könnten mich um eine schöne Erbschaft bringen, die mir zumuten müßte, die Erbschaft meines Bruders.“

„Wirklich?“ fragte Freneuse erstaunt, „ich wußte gar nicht, daß Sie einen Bruder hatten.“

„Niemand weiß es, denn er wohnt in der Provinz, und wir haben nicht denselben Namen. Meine Mutter hatte sich zweimal verheiratet und dieser Bruder stammt aus ihrer zweiten Ehe. Aber ich bin jetzt sein einziger Verwandter und infolgedessen sein einziger Erbe, obwohl ich nie mit ihm zusammenkomme.“

„Das ist kein Grund, daß er Sie

enterben sollte,“ versetzte der Künstler gerührt.

„Nein, aber das Unglück besteht darin, daß dieser Mensch stets ein Original ersten Ranges gewesen ist. So hat er sich in seiner Jugend zur Malerei berufen gelautet und einige Jahre in Italien zugebracht. Es ist durchaus nicht unmöglich, daß er sein Testament zu Gunsten eines Kindes macht, das ihm in Rom geboren wurde.“

„Er hat sich also dort drüben verheiratet?“

„Man behauptet es, doch ist es nicht bewiesen worden. Doch ist er freier Herr, über sein Vermögen zu verfügen, und er ist wohl imstande, alles seiner Tochter zu hinterlassen. Das Wertwürdigste aber dabei ist, daß mein Taugensicht von Bruder sich nie um seine Familie in Italien bekümmert hat, denn eines schönen Tages kam er nach Frankreich zurück und ließ sich hundertfünfzig Meilen von Paris in einem Landhütchen nieder, wo er wie ein Uhu lebt.“

„Aber, lieber Vater,“ unterbrach Marguerite in sanfterm Tone, „ich glaube nicht, daß diese Geschichte Herrn Freneuse besonders interessirt, und außerdem wird der Vorhang hochgezogen, Sie werden also gestatten, daß ich mich dem Stücke widme.“

Freneuse sah jetzt ins Parkett hinunter, doch seine Blicke blieben auf einem Mann haften, der in der ersten Parterreihe an die Schwand gelehnt stand. Es war derselbe Herr, mit dem er auf der Treppe zusammengestoßen war, und den er für den Reifenden vom Omnibus gehalten hatte. Freneuse wollte seine Aufmerksamkeit bereits einem andern Gegenstand zuwenden, als er sah, wie der Herr im Parkett sich niederbeugte, um mit einer neben ihm stehenden Frau zu sprechen. An sich war die Sache ganz natürlich, und doch hatte der Künstler eine geheime Ahnung, diese Frau müßte das Geschöpf sein, das den Streich mit der vergifteten Nadel ausgeführt.

Indessen wandte sie sich bei den ersten Worten, die der Mann an sie richtete, um, und blickte eifrig nach der Loge, auf die sie ihr Begleiter augenscheinlich aufmerksam gemacht hatte. Die Gesammterscheinung war nicht unangenehm und der Physiognomie fehlte es nicht an einer gewissen Vornehmheit. Das Alter mochte zwischen fünf und dreißig bis vierzig Jahren schwanken.

„Siehst du mich so eifrig an?“ fragte sich Paul, „ich zweifle daran, denn wie ich sehe, kann sie mich wohl kaum sehen, wenn aber ihre Blicke nicht mir gelten, so gelten sie wahrscheinlich Herrn oder Fräulein Paulet.“

Indessen drehte sich die Frau wieder der Bühne zu, doch der Mann grüßte den Kapitalisten.

Herr Paulet antwortete auf diesen Gruß mit einem ziemlich hochmüthigen Kopfnicken; der Mann, dem hauptsächlich daran gelegen sein mochte, gesehen zu werden, setzte sich schnell und flüsternde wieder mit seiner Begleiterin.

„Wer ist denn der Herr?“ fragte Marguerite, „ich erinnere mich doch nicht, ihm je bei uns begegnet zu sein.“

„Ich empfinde ihn manchmal Morgens in meinem Salon, aber nicht in meinem Salon,“ versetzte Herr Paulet stolz. „Er ist ein Geschäftsmann.“

„Er ist ein geschätzter Mensch,“ fuhr Herr Paulet fort, „und ich halte ihn auch für ehrlich, aber das ist kein Grund, daß er sich vor 1500 Personen das Ansehen giebt, als wäre er genau mit mir bekannt.“

„Sie sagen, er sei in seinem Beruf sehr geschickt?“ fragte der Künstler.

„Ja, wenigstens soweit man mit Verstand hat. Einer meiner Freunde hat ihn mir empfohlen.“

„Dann wäre ich Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mich mit ihm in Beziehung brächten; ich habe gerade eine Forderung einzuziehen und mein Gläubiger ist verschwunden... wenn Ihr Agent im Stande wäre...“

„Sehr gut, sobald ich ihn sehe, und das wird bald geschehen, werde ich ihn zu Ihnen schicken.“

„O, das ist nicht nöthig, daß Sie sich diese Mühe machen wollen. Ich werde ihm schreiben, bei mir heranzukommen, wenn Sie mir seinen Namen nennen wollen.“

„Seinen Namen, ah, zum Teufel, len hoch ich vergessen; Sie begreifen, solche Namen merkt man sich nicht so genau, doch ich habe zu Hause seine Karte, und morgen sollen Sie erfahren, wo er wohnt.“

„Ich danke im voraus,“ versetzte Freneuse, etwas enttäuscht.

In diesem Moment trat die Logenschließerin ein und sagte, sich zu Herrn Paulet wendend: „Es ist jemand da, der den Herrn bittet, herauszukommen; er bringt dem Herrn eine sehr dringende Depesche.“

Herr Paulet folgte eilig der Logenschließerin, und Freneuse war mit Fräulein Paulet zum erstenmal allein, doch nicht lange, denn nach wenigen Minuten erschien der Kapitalist wieder und sagte: „Mein lieber Freund, Sie müssen mich schon entschuldigen; ich bin gezwungen, Sie mit meiner Tochter zu verlassen. Die Depesche, die man mir eben überbracht, theilt mir mit, daß mein Bruder heute um drei Uhr gestorben ist.“

„Ich nehme lebhaften Antheil an Ihrem Schmerz,“ versetzte Freneuse.

Die Depesche theilt mir mit, daß er mich enterbt: was ich befürchtete, ist

also eingetroffen. Er hinterläßt sein ganzes Vermögen irgend einer fremden Landstreicherin. Doch obwohl ich keinen Grund habe, sein Ansehen zu segnen, so kann ich doch nicht im Theater bleiben, das wäre unpassend. Komm, Marguerite.“

„Aber Sie, mein Freund,“ sagte Herr Paulet zu dem Künstler, der sich anschickte, sie bis an den Wagen zu begleiten; „übrigens werden wir uns bald wiedersehen, denn sobald die nöthigen Formalitäten erledigt sind, werden wir Sie in Ihrem Atelier überraschen.“

Freneuse verbeugte sich und schüttelte Herrn Paulet die Hand, während ihm Fräulein Marguerite zum Abschied freundlich zulächelte. Auch er hatte keine Lust, länger im Theater zu bleiben, sah aber noch einmal in den Saal.

Im Parkett sah alles, bis auf eine Frau. Dieselbe wandte sich dem Ausgang zu, in dem Augenblick, als man das Aufgehen des Vorhanges erwartete, und suchte zu einem Herrn zu gelangen, der am Eingang der Parterreihe stand und ihr ein Zeichen machte, sich zu beeilen.

„Sieh, sieh,“ murmelte Freneuse, „der Geschäftsmann und seine Begleiterin gehen mitten in der Vorstellung fort. Warum haben sie es denn so eilig? sollten sie mich in der Loge des Herrn Paulet bemerkt haben? das ist möglich, und ich könnte auf die Idee kommen, sie wollten es vermeiden, mit mir zu gleicher Zeit das Theater zu verlassen. Nun denn, ich werde ihre Berechnung zerstören, werde den Ausgang vor ihnen erreichen und sie mir genau ansehen.“

Mit diesem Entschlusse stürzte Freneuse auf den Korridor und lief nach der Treppe.

Eine Minute später erschienen der Mann und die Frau im Korridor. Sie blickten sich untergefaßt und blieben einen Augenblick auf der Schwelle stehen. Der Mann sah nach der einen Seite und die Frau nach der andern.

In diesem Augenblicke tauchte die Orangenhändlerin vor ihnen auf und bot dem Paare ihre Waare an, doch der Mann stieß sie, ohne weitere Umstände zu machen, zurück, und ging weiter.

Doch Freneuse hatte gute Augen und verlor sie nicht aus dem Gesicht. Er sah, wie sie an den Omnibussen vorbeiging, die in der Nähe des Theaters standen, über den Boulevard St. Denis schritten und sich dem Plage zu wandten, auf dem eine lange Reihe von Wagen stand.

Der Mann und seine Gefährtin näherten sich einem Wagen und unterhandelten mit dem Kutscher, welcher abgehenden war. Der Fiaker, welcher sie gewählet, war der fünfte in der Reihe, und Freneuse nahm den allerletzten, um ihre Aufmerksamkeit nicht zu erregen. Er legte die Hand auf den Kutschenschlag und that, als suche er nach einer Zigarre, um dem verdächtigen Paar Zeit zu lassen, einzustiegen.

„Wohin fahren wir?“ fragte der Kutscher.

„Sie sehen den Herrn und die Dame, die dort unten mit Ihrem Kameraden sich unterhalten. Sobald sie eingestiegen sind und der Wagen abfährt, werden Sie folgen.“

„Abgemacht, wir fahren also auf Zeit?“

„Ja wohl, und Sie bekommen ein gutes Trinkgeld, wenn wir nicht zu rückbleiben.“

„Sind Sie soweit, mein Herr?“ fragte der Kutscher; „sie sind jetzt eingestiegen; mein Kamerad ist bereits am Bord und schlägt auf sein Pferd los.“

„Also vorwärts,“ sagte Freneuse, „und fahren Sie nicht zu nahe heran; sie dürfen nicht bemerken, daß man ihnen folgt.“

Der Wagen, in dem das Paar sich befand, fuhr sehr langsam. Die beiden Pferde, welche vorgespannt waren, bewachten sich so bedächtig von der Stelle, daß man glauben konnte, sie folgten einem Leichenzuge; und so hatte Freneuse Kutscher die größte Mühe, sein Pferd zu zügeln, damit es das andere Gefährt nicht überhole.

Der Fiaker fuhr jetzt über eine Brücke, doch anstatt seine Fahrt geradab fortzusetzen, bog er links ab.

„Sie wollen wohl jetzt nach der Morgue?“ fragte sich Freneuse; „das wäre doch etwas stark... doch nein, zu dieser Stunde ist ja das Gebäude geschlossen, und der Wagen hält auch nicht... er fährt jetzt über die Bischofsbrücke... das Paar mocht augenscheinlich auf dem linken Ufer... wahrcheinlich in derselben Gegend wie Via, denn der Fiaker rollt jetzt über den Quai de la Tournele.“

Freneuse bemerkte jetzt zu seinem Erstaunen, daß der Kutscher seine Pferde im Schritt gehen ließ, und der Wagen an der Ecke der Rue St. Bernard hielt.

„Was soll denn das heißen?“ murmelte Freneuse, „sie sind doch am Bestimmungsorte angelangt. Warum steigen sie denn nicht aus? Sollten sie ahnen, daß ich ihnen nachspionire?“

Nein, denn wenn sie etwas vermuteten, so würden sie wohl noch weiter fahren, um mich auf eine falsche Spur zu locken.“

Nach Verlauf von fünf Minuten der Ungewißheit und der unruhigen Erwartung hörte der Maler, wie der Kutscher ganz leise die Worte sprach: „Ich glaube, sie haben uns einen Streich gespielt; es ist niemand mehr in dem Kasten.“

Diese Betrachtung war ein Lichtstrahl für Freneuse; er öffnete den Schlag, sprang auf das Trottoir und näherte sich dem Fiaker. Die Fenster

waren heruntergelassen, doch wenn man hineinblickte, konnte man sich mit leichter Mühe überzeugen, daß das Innere leer war.

„Wo sind denn Ihre Fahrgäste?“ fragte er den Kutscher, „haben Sie sie unterwegs verloren?“

„Meine Fahrgäste?“ versetzte der Kutscher, „ich warte auf welche, aber ich glaube, sie kommen nicht. Doch das thut nichts, ich bin dafür bezahlt, daß ich bis halb zehn Uhr hier warte. Mein Tagewort ist gethan und ich habe außerdem hundert Sous Trinkgeld bekommen.“

„Aber der Herr und die Dame, die an der Porte St. Martin eingestiegen sind?“

„Ach, die haben Sie gesehen und verfolgen sie seitdem? die haben Ihnen einen schönen Streich gespielt! Sie sind auf der einen Seite in den Wagen eingestiegen und haben ihn auf der andern verlassen.“

Freneuse fühlte, wie ihm bei diesen Worten die Knie des Kerkers ins Gesicht stieg; er sagte kein Wort mehr und wandte sich wüthend, daß er sich so hatte foppen lassen, um, indem er sich zuschwor, nie wieder jemanden zu verfolgen.

(Fortsetzung folgt.)

## Die psychologischen Ursachen der Eisenbahn-Katastrophen.

Bei einer unlängst stattgehabten Versammlung amerikanischer Eisenbahnärzte beschäftigte man sich angelegentlich mit den Ursachen der zahlreichen Eisenbahnunfälle. Als die Hauptursachen nahm man an Nervenleiden, welche sich in Folge eines andauernd übermäßig angestrengten Dienstes entwickeln und Alkoholismus. Es wurde besonders darauf hingewiesen, daß die Eisenbahnbeamten: Zugführer, Weichensteller u. s. w., mit vielen anderen Leuten die Eigenschaften theilen, an plötzlichem Verlangen des Gedächtnisses oder der Ueberlegung zu leiden.

So ist es zuweilen vorgekommen, daß ein Lokomotivführer bei hellem Lichtem Tage den Zug auf ein Hinderniß laufen ließ, das für ihn von weitem sichtbar gewesen sein mußte und das er auch thätlich gesehen hatte, ohne jedoch durch seine Wahrnehmung zu den nöthigen Maßnahmen veranlaßt zu werden.

Einer der anwesenden Aerzte äußerte die Ansicht, daß unter den Ursachen eines derartigen Verfalls der Pflichterfüllung der Alkoholismus die häufigste und wichtigste wäre, nicht in dem Sinne, daß der betreffende Beamte zu der fraglichen Zeit betrunken gewesen wäre, sondern dertat, daß sich die Folgen einer vor ein oder zwei Tagen durchgemachten Trunkenheit in der beschriebenen Weise einstellen. Das Gehirn befände sich alsdann in einem automatischen Zustand, in dem es unfähig sei, ungewohnte Wahrnehmungen aufzufassen. Auf solche psychologischen Ursachen lassen sich wahrscheinlich manche der sonst unerklärlichen Eisenbahnunfälle zurückführen.

Es würde in der erwähnten Besprechung ein besonderes auffälliges Beispiel erwähnt. Einer der wichtigsten Schnellzüge auf einer Haupt-Eisenbahnlinie wurde eines Tages durch eine falsche gestellte Weiche auf eine Nebenlinie abgelenkt. Die Hauptlinie war doppelgleisig und führte über eine Brücke, die Zweiglinie war einseitig und ging durch eine Schlucht; trotzdem ließ der Lokomotivführer die Maschine noch 8 Meilen laufen, ehe er bemerkte, daß der Zug auf einem falschen Wege befand. Es wurde festgestellt, daß der betreffende Beamte zuweilen gern trank, aber den Dienst selbst stets nüchtern antrat, so daß sein Benehmen also nur in der gedachten Weise als Folge einer sonst bereits überundenen Trunkenheit erklärt werden konnte.

Noch häufiger freilich mögen wohl Nervenleiden die Ursache sein, die sich in Folge übermäßiger langen und angestrengten Dienstes entwickeln haben. Nicht nur auf Eisenbahnlinien, sondern auch im Straßenbahnbetrieb hat man daran unerkennbar deutliche Erfahrungen gemacht.

## Resultate.

Aus der „Mündener N. Nachrichten.“ Der Besuch des Prinzen könnte auch dazu die Anregung geben, daß sich die deutsche Presse in einem besseren Sinne und in tieferer Auffassung mit amerikanischen Dingen beschäftige. Die mit Wollenträgern begnadigten Städte, das Vorherrschende des Frankfurter Militarismus, der vom geistigen Proze zu wenig wissen will, die luxuriösen Extravaganzen der Militärdä, die Tyrannei der Trufts, die kolossal zahlreichen Mord- und Zuchtstrafgeschaffaren — geben heute Veranlassung zu den meisten Prekonjungen aus dem Reiche der Yantek. Dabei vergißt man aber zu oft, daß es auch noch ein innerlicheres America neben dem oberflächlichen gibt, und daß das 76 Millionen-Volk außer zu „Döbchen“ und fabelhaften Beiträgen für „Bantes Feuilleton“ und „Vermischtes“ noch Stoff für eine Geschichte der Entwicklung der Menschheit gibt. Denn in den Vereinigten Staaten haben sich sozusagen unter unseren Augen, in absehbarer und geschichtlich kontrollirter Zeit, Landwirtschaft und Industrie in aqanischen Proportionen entwickelt, beschiedene Dörfer sind zu Millionenstädten emporgewachsen, und die Selbstregierung hat sich aus den primitivsten Verhältnissen zu einer komplizirten Maschinerie herausgebildet, die errißt und weiter

arbeitet. Die Versuchsfelder für Kommunismus und sonderbare religiöse Bewegungen, für das Zusammenleben der verschiedensten Völkerschaften und Rassen, das Zusammenschmelzen der heterogenen Elemente in einer Nation, die ihre charakteristischen Züge hat, in deren Parlamenten aber nur wenige Sozialdemokraten deutscher Facon sitzen, der goahead-Typus des Amerikanismus und seine mächtige Energie, Alles dies sind wohl Dinge, die eines gründlicheren Studiums werth wären.

Die deutschsprechenden Bürger der Vereinigten Staaten haben sicherlich nicht am wenigsten dazu beigetragen, daß die Prinzenreise vom ersten bis zum letzten Tage ihr enthuftisches Gepräge erhalten und bewahrt hat. In dem Hegen und Treiben und Jaggen um den Dollar, in dem Kampf um's Dasein sind Millionen drüben leiter der Einwirkung des Fremden erlegen, Millionen, die von vornherein bereit waren, ihr Deutschtum zu opfern, die theilweise von bitterem Haß gegen deutsche Zustände erfüllt waren. Doch immer sind sie von Zeit zu Zeit wieder aufgewacht, denn in der Volkssee schlummern alte Melodien, die nie vergehen. So war, um nur Eins zu erwähnen, der 10. April 1871 ein großer Tag für das amerikanische Deutschtum, als man ein Friedensfest feierte in dem stolzen Bewußtsein, einer Nation angehört zu haben oder anzugehören, die der Weltgeschichte ihre Spur wieder einmal so gründlich eingepreßt hatte. Eine ähnliche Empfindung ist auch diesmal bei dem Besuche des deutschen Prinzen unter der Deutschamerikanen zum Durchbruch gekommen, und mit Freude und Genugthuung haben sie, daß auch die englisch redenden Mitbürger in der Ergründung des deutschen Abgesandten mit ihnen eines Sinnes waren. Alte abgeriffene Fäden wurden wieder angeknüpft und erstorbene Erinnerungen lebten wieder auf. Von deutsch-amerikanischer Seite wurde übrigens schon während der Reise darauf aufmerksam gemacht, daß sich bereits seit ungefähr zwei Jahren ein Umschwung zu Gunsten Deutschlands auch unter der englisch sprechenden Bevölkerung Americas vollzogen habe, daß der prinzipielle Besuch für weite Kreise den willkommenen Anlaß für eine Betundigung ihrer deutschfreundlichen Gefinnungen bilde. Diese Wandlung wird kein noch so gebäufiger Leitartikel der Londoner Zingoblätter abschwächen können.

Ziehen wir die Summe: die Reise des deutschen Vertreters braucht keinen Anlaß zu einem politischen Rechenzempel zu geben; aber daß sie ein glücklicher Schachzug war, darüber bezeugt uns die englische Presse. Ein Gefühl freundlicher und dankbarer Zuneigung ist zwischen zwei großen Nationen emporgewachsen, die teinerlei Gründe haben können, sich mit Mißtrauen und Abneigung zu betrachten. Amerika hat in die dargereichte deutsche Hand eingeschlagen. Der überaus praktische Sinn der Amerikaner bürgt uns dafür, daß sie neben idealen auch von realen Erwägungen geleitet wurden, die auch dann noch ihre Bedeutung nicht ganz verlieren werden, wenn der Festjubiläum verhummt sein wird.

Es ist erklärlich, daß ein Kapitaltausch eine Masse Geld kostet.

Aus dem verbesserten Citatenschat des kleinen Moritz: Das Leben ist der Güter höchstes nicht, Das Uebel größtes aber ist die Schule.

Das Birnmasener Tageblatt enthält in No. 43 die Anzeige: „Widerruf. Ich nehme die Verächtlichkeit, welche ich gegen das Pferd des Peter Greiner, Sohn Friedrich, in Binningen gemacht habe, als unwahr hiermit zurück. Binningen, im März 1902. Schimmel.“ Welch ein Glück, daß die Beleidigung so ausgegessen wurde, denn sonst wäre es im Duell noch zu einer Kopf-Schlägerei gekommen.

Sechs Aerzte haben auf dem chirurgischen Kongresse in Berlin mitgetheilt, daß sie den Krebsbazillus entdeckt. Da aber jeder der Entdecker eine andere derartige „Bestie“ gefunden haben will, so braucht man sich darüber nicht zu wundern, daß die Experimente zum Auffinden des wirklichen Krebsbakteriums nach wie vor auf's eifrigste fortgesetzt werden.

Sehr geeignet.



Frischhändler: „Also, als Heringspader suchen Sie Stellung? Haben Sie denn als solcher Erfahrung?“ Stellsuchender: „Dös wollt' ich meinen! Ich war doch zwei Jahr' lang Straßenbahnkomduttore!“